

suhrkamp

Isabel Allende

PORTRÄT IN
SEPIA *Roman*



nichts diesen mitternachtsfinsternen Zungen, die jedes Geheimnis verbreiteten und jeden Streit schürten, aber natürlich immer im Schoß der Sippe. Nie drang etwas durch die Mauern dieser Häuser. Die erste Pflicht aller war es, die Ehre und den guten Namen der Familie zu bewahren. Nívea hatte sich spät entwickelt, mit fünfzehn Jahren hatte sie noch den Körper eines Kindes und ein unschuldiges Gesicht, nichts an ihrem Aussehen verriet die Stärke ihres Charakters: sie war klein und rundlich, die großen, dunklen Augen waren das einzige Bemerkenswerte an ihr, im übrigen wirkte sie unbedeutend, bis sie den Mund aufmachte. Während ihre Schwestern sich mit dem Lesen frommer Bücher den Himmel verdienten, las sie heimlich die Artikel und Bücher, die Vetter Severo ihr verstohlen zuschob, und die Klassiker, die ihr Onkel José Francisco Vergara ihr liebte. Als noch so gut wie niemand in ihrem gesellschaftlichen Umkreis vom Frauenwahlrecht sprach, packte sie diesen Gedanken während eines gemeinsamen Essens im Haus Don Agustín del Valles unbekümmert auf den Familientisch, was helles Entsetzen hervorrief. »Wann werden die Frauen und die armen Leute in diesem Land wählen können?« fragte sie unvermittelt, ohne zu bedenken, daß Kinder in Gegenwart von Erwachsenen zu schweigen haben. Der alte Patriarch del Valle hieb mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser hüpfen, und befahl ihr, auf der Stelle beichten zu gehen. Nívea unterzog sich schweigend der Buße, die der Priester ihr auferlegte, und schrieb dann in ihr Tagebuch, und das mit ungebrochener Leidenschaft, sie denke nicht daran, aufzugeben, bis die elementaren Rechte für die Frauen durchgesetzt seien, auch wenn die Familie sie deshalb ausstoßen würde. Sie hatte das Glück gehabt, auf eine einzigartige Lehrerin zu treffen, Schwester María Escapulario, eine Nonne mit einem Löwenherzen unter dem Habit, die Níveas Intelligenz bemerkt hatte. Dieses Mädchens wegen, das alles begierig in sich aufzog, das Dinge in Frage stellte, nach denen nicht einmal sie selber sich je gefragt hatte, das sie zu ungewöhnlichen Gedankengängen herausforderte und das in der gräßlichen Schuluniform schier strotzte vor Lebenskraft und Gesundheit – dieses Mädchens wegen fühlte sie sich als Lehrerin für vieles andere entschädigt. Nívea allein war die Mühe wert, mit der sie jahrelang eine Menge reicher Mädchen mit armem Verstand unterrichtet hatte. Aus zärtlicher Zuneigung zu ihr verletzte Schwester María Escapulario systematisch die Schulordnung, die geschaffen worden war, um die Schülerinnen zu gehorsamen weiblichen Wesen zu erziehen. Sie führte mit Nívea Gespräche, die die Oberin und den Beichtvater der Schule entsetzt hätten.

»Als ich so alt war wie du, gab es nur zwei Möglichkeiten: heiraten oder ins Kloster gehen«, sagte Schwester María Escapulario.

»Und warum haben Sie die zweite gewählt, Schwester María?«

»Weil sie mir mehr Freiheit verhieß. Christus ist ein duldsamer Bräutigam ...«

»Wir Frauen sind arm dran, Kinder kriegen und gehorchen, und damit Schluß«, seufzte Nívea.

»So muß es nicht sein. Du kannst die Dinge ändern«, erwiderte die Nonne.

»Ich alleine?«

»Nicht alleine, da sind noch mehr Mädchen wie du, die ein bißchen Grips im Köpfchen haben. Ich habe in einer Zeitung gelesen, daß es schon ein paar Frauen gibt, die Ärzte geworden sind, stell dir das vor!«

»Wo?«

»In England.«

»Das ist weit von hier.«

»Gewiß, aber wenn sie das dort machen können, dann wird man das eines Tages auch in Chile schaffen. Verlier nur nicht den Mut, Nívea.«

»Mein Beichtvater sagt, ich denke zuviel und bete zuwenig, Schwester María.«

»Gott hat dir dein Gehirn gegeben, damit du es benutzt; aber ich sage dir gleich, der Weg der Rebellion ist mit Gefahren und Schmerzen übersät, man braucht viel Mut, um ihn zu gehen. Da sollte es dir nicht zuviel werden, die göttliche Vorsehung zu bitten, daß sie dir ein bißchen hilft«, riet ihr Schwester María Escapulario.

So fest entschlossen zur Rebellion war Nívea schließlich, daß sie in ihr Tagebuch schrieb, sie werde auf die Ehe verzichten, um sich ganz dem Kampf für das Frauenwahlrecht zu widmen. Dabei übersah sie, daß ein solches Opfer nicht nötig sein würde, denn sie würde ja einen Mann heiraten, der sie in ihren politischen Zielen unterstützte.

Severo bestieg das Schiff mit beleidigter Miene, damit seine Verwandten nicht ahnten, wie froh er war, aus Chile fortzukommen – sie hätten am Ende noch ihre Meinung geändert –, und war gewillt, den größtmöglichen Vorteil aus diesem Abenteuer zu ziehen. Von Cousine Nívea hatte er sich mit einem geraubten Kuß verabschiedet, nachdem er ihr geschworen hatte, daß er ihr interessante Bücher schicken werde, natürlich durch einen Freund, um die Zensur der Familie zu umgehen, und daß er ihr jede Woche schreiben werde. Sie hatte sich mit einer Trennung von einem Jahr abgefunden, ohne zu ahnen, daß seine Pläne dahin gingen, die längstmögliche Zeit in den Vereinigten Staaten zu bleiben. Severo wollte den Abschied nicht dadurch bitterer machen, daß er ihr diese Absichten offenbarte – er würde es Nívea schon schriftlich erklären, entschied er. Ohnedies waren beide noch zu jung zum Heiraten. Er sah sie, umgeben vom Rest der Familie, am Kai von Valparaíso stehen in ihrem olivfarbenen Kleid und passenden Barett, wie sie ihm mit der Hand Lebewohl winkte und mühsam lächelte. »Sie weint nicht und sie klagt nicht, deshalb liebe ich sie und werde sie immer lieben«, sagte Severo laut gegen den Wind und war fest entschlossen, die launischen Gelüste seines Herzens und die Versuchungen der Welt mit äußerster Hartnäckigkeit zu besiegen. »Heilige Jungfrau, gib ihn mir heil und gesund wieder zurück!« flehte Nívea und biß sich die Lippen wund, von der Liebe überwältigt und ohne sich auch nur entfernt daran zu erinnern, daß sie geschworen hatte, ledig zu bleiben, bis sie ihre Pflicht als Frauenrechtlerin erfüllt hätte.

Von Valparaíso bis Panama drehte und wendete der junge del Valle Großvater Agustín Brief um und um in dem verzweifelten Wunsch, ihn zu öffnen, getraute es sich aber doch nicht, denn ihm war strengstens eingetrichtert worden, ein Ehrenmann hält das Auge von fremden Briefen und die Hand von fremdem Gelde fern. Aber endlich siegte doch die Neugier über das Ehrgefühl – schließlich ging es um sein Schicksal, rechtfertigte er sich –, und mit dem Rasiermesser löste er vorsichtig das Siegel, hielt dann den Umschlag in den Dampf aus einem Wasserkessel und öffnete ihn unter tausend Vorsichtsmaßnahmen. Und so entdeckte er, daß die Pläne des Großvaters unter anderem dahin gingen, ihn auf eine nordamerikanische Militärakademie zu schicken. Es sei jammerschade, fügte der Großvater hinzu, daß Chile keinen Krieg gegen ein benachbartes Land führe, damit sein Enkel mit der Waffe in der Hand zum Manne würde, wie es sich gehöre. Severo warf den Brief ins Meer und schrieb einen anderen, der seine eigenen Wünsche enthielt, steckte ihn in denselben Umschlag und strich geschmolzenen Lack über das aufgebrochene Siegel. In San Francisco erwartete ihn seine Tante Paulina auf dem Kai, begleitet von zwei Lakaien und von Williams, ihrem hochvornehmen Majordomus. Sie hatte sich groß herausgeputzt, trug einen irrwitzigen Hut und verschwenderisch viele Schleier dran und drum, die im Winde wehten, und wäre sie nicht so vollgewichtig gewesen, wäre sie mit ihnen durch die Luft gesegelt. Sie brüllte vor Lachen, als sie den Neffen mit dem Christus im Arm den Laufsteg herunterkommen sah, dann preßte sie ihn an ihren Opernsängerinnenbusen und erstickte ihn schier zwischen ihren riesigen Brüsten und mit ihrem Gardenienparfum.

»Als erstes werden wir uns von diesem Ungetüm trennen«, sagte sie und zeigte auf den Christus. »Und dann werden wir dir auch Kleidung kaufen müssen, hier geht kein Mensch in so einer Aufmachung«, fügte sie hinzu.

»Der Anzug hat Papa gehört«, erklärte Severo gekränkt.

»Das merkt man, du siehst aus wie ein Leichenbestatter«, stellte Paulina fest, aber kaum hatte sie es ausgesprochen, als ihr einfiel, daß der Junge erst vor kurzem seinen Vater verloren hatte. »Oh, verzeih mir, Severo, ich wollte dich nicht verletzen. Dein Vater war mein Lieblingsbruder, der einzige in der Familie, mit dem man reden konnte.«

»Ein paar von seinen Sachen wurden für mich passend gemacht, weil wir sie nicht wegschmeißen wollten«, erklärte Severo mit zitternder Stimme.

»Das war nicht gerade ein guter Anfang. Kannst du mir verzeihen?«

»Ist schon gut, Tante.«

Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit übergab er ihr den gefälschten Brief von Großvater Agustín. Sie warf einen eher zerstreuten Blick darauf.

»Was stand in dem anderen?« fragte sie.

Mit hochroten Ohren wollte Severo abstreiten, was er getan hatte, aber sie ließ ihm keine Zeit, sich in Lügen zu verstricken.

»Ich hätte es genauso gemacht, Junge. Ich möchte doch nur wissen, was im Brief

meines Vaters stand, um ihm antworten zu können, nicht um mich danach zu richten.«

»Du sollst mich auf eine Militärakademie schicken oder in den Krieg, wenn es in dieser Gegend einen gibt.«

»Da kommst du zu spät, den hat es schon gegeben. Aber jetzt bringen sie die Indianer um, falls es dich interessiert. Die verteidigen sich nicht schlecht, die Indianer; stell dir vor, in Wyoming haben sie den General Custer und mehr als zweihundert Soldaten des Siebenten Kavallerieregiments getötet. Hier wird von nichts anderem geredet. Es heißt, ein Indianer mit Namen *Regen im Gesicht* – denk nur, wie poetisch! – habe geschworen, sich am Bruder des Generals zu rächen, und habe ihm in dieser Schlacht das Herz aus der Brust gerissen und verschlungen. Hast du immer noch Lust, Soldat zu werden?« fragte Paulina del Valle grinsend.

»Ich habe niemals zum Militär gehen wollen, das sind so Ideen von Großvater Agustín.«

»In dem Brief, den du gefälscht hast, lese ich, daß du gern Rechtsanwalt werden möchtest. Ich sehe, der Rat, den ich dir vor Jahren gab, war nicht ins Leere geredet. So gefällt mir das, Junge. Die amerikanischen Gesetze sind andere als die chilenischen, aber das ist unwichtig. Du wirst Rechtsanwalt. Du wirst als Lehrling in die beste Anwaltskanzlei von Kalifornien eintreten, für etwas müssen meine Beziehungen doch gut sein«, versicherte Paulina.

»Ich werde mein ganzes Leben in deiner Schuld stehen, Tante«, sagte Severo beeindruckt.

»Sicher doch. Ich hoffe nur, du vergißt es nicht, schau, das Leben ist lang, und man kann nie wissen, wann ich einmal in die Lage komme, dich um eine Gefälligkeit bitten zu müssen.«

»Du kannst auf mich zählen, Tante.«

Am Tag darauf erschien Paulina mit Severo im Büro ihrer Anwälte, derselben, die ihr über fünfundzwanzig Jahre dienlich gewesen waren und ihr saftige Kommissionen verdankten, und verkündete ihnen ohne große Vorrede, sie erwarte, ab kommenden Montag ihren Neffen bei ihnen arbeiten zu sehen, damit er den Beruf erlerne. Das konnten sie nicht ablehnen. Die Tante brachte den jungen Mann in einem sonnigen Zimmer im zweiten Stock ihres Hauses unter, kaufte ihm ein gutes Pferd, setzte ein monatliches Taschengeld fest, besorgte ihm einen Englischlehrer und ging daran, ihn in die Gesellschaft einzuführen, denn, wie sie sagte, es gab kein besseres Kapital als gute Kontakte.

»Zwei Dinge erwarte ich von dir, Zuverlässigkeit und gute Laune.«

»Erwartest du nicht auch, daß ich tüchtig lerne?«

»Das ist dein Problem, Bursche. Was du aus deinem Leben machst, geht mich nichts an.«

Dennoch merkte Severo in den folgenden Monaten, daß Paulina seine Fortschritte in

der Anwaltskanzlei genau verfolgte, über seinen Bekanntenkreis im Bilde war, seine Ausgaben verbuchte und seine Unternehmungen kannte, noch bevor er dazu aufbrach. Wie sie es anstellte, um soviel zu wissen, war ein Rätsel, es sei denn, Williams, der undurchdringliche Butler, hätte ein umfassendes Überwachungsnetz gesponnen. Der Mensch leitete ein Heer von Bediensteten, die ihre Aufgaben wie schweigende Schatten erfüllten, in einem alleinstehenden Gebäude in der Tiefe des Parks wohnten, die Herren des Hauses nicht ansprechen durften, es sei denn, sie wurden dazu aufgefordert. Auch mit dem Butler konnten sie nur über die Wirtschafterin verhandeln. Severo fiel es schwer, diese Rangordnungen zu begreifen, in Chile waren die Dinge doch sehr viel einfacher. Die Herrschaften, auch die despotischsten wie sein Großvater, behandelten ihre Angestellten zwar mit Härte, aber sie sorgten für ihre Bedürfnisse und betrachteten sie als Teil der Familie. Nie hatte er erlebt, daß ein Dienstbote entlassen worden wäre; die Mädchen kamen als Halbwüchsige ins Haus und blieben bis zu ihrem Tode. Das Palais auf Nob Hill unterschied sich sehr stark von den Häusern, in denen seine Kindheit verlaufen war, klösterlichen Klotzbauten mit dicken Ziegelmauern und düsteren verriegelten Türen, die wenigen Möbel standen an den nackten Wänden. Im Haus seiner Tante Paulina wäre es eine unlösbare Aufgabe gewesen, eine Liste über all das aufzustellen, was es enthielt, von den Klinken und Schlüsseln aus massivem Silber bis zu den Sammlungen von Elfenbeinschnitzereien, russischen Lackdosen, chinesischen Porzellanfiguren und was sonst als Gegenstand der Kunst oder der Besitzgier in Mode war. Feliciano Rodríguez de Santa Cruz kaufte alles, was seine Besucher beeindrucken konnte, aber er war kein Barbar wie andere befreundete Geldmagnaten, die sich Bücher nach dem Gewicht zulegten und Gemälde nach der Farbe, damit sie zu den Sesseln paßten. Paulina hatte keinerlei Neigung zu jenen Schätzen; das einzige Möbel, das sie in ihrem Leben in Auftrag gegeben hatte, war ihr Bett gewesen, und das hatte sie aus Gründen getan, die nichts mit Ästhetik oder Schaustellung zu tun hatten. Was sie interessierte, war Geld, schlicht und einfach Geld; die Herausforderung bestand darin, es mit List zu gewinnen, mit Zähigkeit anzuhäufen und mit Schläue zu investieren. Sie kümmerte sich nicht darum, was für Dinge ihr Mann erwarb oder wo er sie anbrachte, und das Ergebnis war ein protziges Bauwerk, in dem seine Bewohner sich fremd fühlten. Die Gemälde waren riesig, die Rahmen wuchtig, die Themen gesucht – *Alexander der Große bei der Eroberung Persiens* –, aber es gab auch Hunderte kleinerer, nach Inhalt gegliederter Bilder, die dem jeweiligen Raum seinen Namen gaben: das Jagdzimmer, der Ozeansalon, der Aquarellsaal. Die Vorhänge waren aus schwerem Samt mit unzähligen Fransen, und die venezianischen Spiegel strahlten den Prunk bis ins Unendliche zurück: die Marmorsäulen, die hohen Krüge aus Sèvres-Porzellan, die bronzenen Statuen, die von Blumen und Früchten überquellenden Schalen. Es gab zwei Musiksalons mit edlen italienischen Instrumenten – wenn auch in dieser Familie keiner sie zu spielen verstand und Paulina von Musik Kopfschmerzen bekam – und eine zweistöckige Bibliothek. In